

Biekenener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biekenener Anzeiger (General-Anzeiger).



Königsträume.

Roman von Karl Busse.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

„Nächstens fasse ich deinen Puls an, Fritz. Du scheinst heute von der Bahndee befallen, überall zu stören. Bruder und Schwester, bedenke!“

„Aber ich bitte mir aus,“ rief Hans Albert den beiden Offizieren noch nach, „daß ihr ein bißchen vom Hause abgeht! Sonst läßt der kreuzverdamnte Lärm mich nicht zur Ruhe kommen!“

„Wie du befehlst! Alons, Fritz, nun zeige deine Kunst. Hanna zielt gut.“

Ernst August sprang die paar Treppentufen hinab. Aber das Mädchen war nicht zu sehen.

„Sie wird im Park sein.“ Und kaum war er an die Pforte getreten, als ein Schneeball ihm am Ohr vorbeiflog.

„Warte!“ rief er vergnügt. Krachend flog die Tür auf. Und lachend retrizierte Hanna tiefer in den Park hinein. Um möglichst weit vom Schlosse abzukommen, daß der Schlaf des Alten nicht gestört würde, verfolgte er sie fast bis ans Ende des Parkes. Der verschneite Sturzbach schloß sich daran, und drüben, nicht weit, der Wald. Unter hellem Gelächter flogen die Kugeln herüber und hinüber.

„Au!“ rief Hanna dann, „das war meine Waacke!“

Sie hatte im Augenblick alles andere vergessen. Sie war weder die kühle, ruhige Schönheit jetzt, noch das zitternde, erwachte Weib, sondern wie ein frisch gebackenes Brot, den Schnee und entfaltete die Geschosse. Mit dem älteren Bruder hatte ja das kleine Mädchen schon gespielt. Einen Moment träumte sie sich zurück.

„Warum stehst du denn wie ein Wegweiser, Fritz?“ rief Ernst August plötzlich. Er hatte sich umgeschaut. Versen, halb versteckt hinter einer Baube, sah dem fröhlichen Kampfe zu. Ernst August bombardierte inzwischen weiter, aber von drüben sehten die Kugeln aus.

„Nanu, Hanna? Schon jetzt ergibst du dich? Vorwärts, was ein Strahnd ist, und wenn's auch nur eine „Sie“ ist, läßt doch den Buttertopp nicht so schnell fallen!“

Sie raffte auch wirklich eine neue Handvoll Schnee auf. Aber es war nicht das Rechte mehr. Sie hatte Versen erst bemerkt, als ihr Bruder ihn angerufen. Und mit einemmal war wieder das Zittern in ihr gewesen, mit einemmal war sie nicht mehr das lustige Mädchen, als das sie sich eine kurze Spanne Zeit gefühlt hatte. Das machte sie verwirrt. Und jetzt, als Versen gar selber an ihres Bruders Seite trat und ihr Bälle hinüberwarf, ward dies Gefühl, das sie lähmte, noch stärker.

Wohl erwiderte sie nach wie vor die Würfe ihres Bruders, aber keine ihrer Kugeln flog zu Versen hinüber.

Auch er traf sie selten. Und seine Bälle waren klein,

aber sie fühlte jeden einzelnen, und wenn der Schnee von ihr abstäubte, zuckte sie zusammen, als hätte er selbst sie berührt.

„Ne“, rief Ernst August, „das ist kein Vergnügen mehr! Daß mal, Hanna, hier, wehre dich, Fritz!“ Er wechselte plötzlich die Front und warf lachend seinem Kameraden einen Ball an den Kopf.

„Ist das so gemeint?“ lachte Versen. Und im Handumdrehen überschüttete auch er seinen Freund mit den weißen Geschossen.

„Zu Hilfe, Hanna!“ kommandierte der Bruder. „Die feindliche Artillerie ist zu stark!“

Geduckt, den linken Arm wie ein Fehder schützend vor's Gesicht gebogen, avancierte er. Es ward immer lustiger. Wie Schneemänner sahen die beiden Offiziere aus.

Versen hielt sich wacker, aber Ernst August mochte mehr Übung haben.

„Der Feind flieht! Hurra!“

„Scheinmanöver!“ rief Versen. Und mit wenigen Schritten stand er neben Hanna. Sie hatte ein paar Duzend Kugeln in der Zwischenzeit geballt.

„Macht geht vor Recht. Verzehrung, gnädiges Fräulein!“ Damit bemächtigte er sich der leichten Geschosse und ließ sie in ununterbrochener Folge auf Ernst August los.

„Sauve, qui peut!“ lachte der und retrizierte. „Vorläufig bin ich noch genug. Ich ziehe mir nur irgend eine alte Foppe an. Und dann warte mal, Söhnchen!“

Er lief durch den Park zurück nach dem Schlosse. Noch immer fausten die Kugeln hinter ihm drein. Fritz von Versen, nicht viel weniger schneebestäubt, sah ihm mit frisch gerötetem Gesicht nach. Er war warm geworden.

„Und diese Kugel?“ sagte er lustig. „Was meinen Sie, Fräulein Hanna?“

Sie hatte ein kurzes Leuchten in den Augen gehabt, als Ernst August die Flucht ergriff.

„Nicht doch!“ erwiderte sie und wich zurück. Aber er war gerade im Zuge. Einen Ball nach dem anderen warf er herüber. Jeder traf.

„Jeder ein Herzschuß, passen Sie mal auf.“

Und richtig, sie fühlte die Schneekugel wieder. Heiß und rot griff sie mit der Hand nach dem Herzen. Da fühlte sie einen neuen Ball auf der Hand. Als sei das Geschick mit ihm im Bunde, traf er wirklich stets die Herzgegend.

„Nicht doch!“ sagte sie noch einmal und raffte selber nun auch den weißen Schnee auf. Sie traf nicht. Aber seine Kugel erreichte das alte Ziel.

Sie wollte es nicht. Fast instinktiv duckte sie sich nieder. Der Ball, der nach dem Herzen gezielt war, traf ihr Gesicht.

Mit leisem Wehruf sank sie ganz ins Knie.

„Am Himmels willen, Fräulein Hanna, was ist denn das? Was habe ich denn getan?“

Fach war er an ihrer Seite, hatte den Arm um sie gelegt und hob sie auf. Als sie seinen Arm fühlte, kam das Zittern leise wieder, als ob alle ihre Glieder schlaff würden. Sie dachte nichts. Sie wußte nur: Dem Schicksal entrann

Jemand, Jugend drängte zu Jugend. Mit geschlossenen Augen lehnte sie gegen seinen Arm.

„Hat es weh getan, Fräulein Hanna?“

Nun war auch er unsicher. Sie schüttelte langsam, wie aus einem Traume, den Kopf, ohne die Augen zu öffnen. Es waren nur Sekunden. Der Arm, der sie aufgehoben, der sie stützte, zitterte jetzt auch.

„Fräulein Hanna!“

„Nein,“ wehrte sie.

„Haben Sie den anderen wirklich fortgeschickt?“

Sie nickte nur. Doch im selben Moment stieg ihr alles Blut zu Kopf, ein Schauer durchdrann sie, sie hatte an seine heißen Worte gedacht, an die trübene Leidenschaft. Ihr Atem ward schwer. Gleich, als müsse sie Schutz suchen, schmiegte sie sich fester an den starken Arm, der sie stützte.

„Hanna!“ sagte Versen noch einmal. Dann hielt er sie in den Armen. Sie wehrte sich kaum. Sie fühlte, daß sie verloren war. Aber sie fühlte zugleich, als die Arme sie immer näher zogen, immer fester hielten, daß sie geborgen war. Jugend hatte sich zu Jugend gefunden. In der Winterkälte standen sie. Ihre Hände waren feucht vom Schweiß. Ihre Gesichtserötung rot von der Anstrengung des Spieles. Auf Hannas Wangen waren noch Spuren der Flocken. Und dort, wo er sie versehentlich hingetroffen, küßte er sie.

Er küßte sie wortlos und still. Er küßte ihre Lippen. Da schlug sie die Augen auf. Ihr war, als wäre nun von ihr genommen, was in wilder Unruhe sie gequält hatte. Die heißen Hände berührten sie nicht mehr. Die Furcht hatte sich verloren. Das Schicksal hatte sich erfüllt. Es war der gekommen, der sie wieder ruhig und sicher machte, ohne das Weib in ihr zu töten, der sie wärmte, ohne sie zu beschämen.

Sie sprachen nichts. Er nahm ihre Hand. Die beiden noch immer nassen Hände verschlangen sich.

„Ist dir kalt?“

Das „dir“ war noch mühsam herausgebracht.

„Nein, warm!“

Er sah ihr lange in die Augen.

„Und immer so wie heute, wir beide?“

„Immer so!“

Da nahm er ihre Hand und küßte sie. Mehr noch als alles andere gab dieser Kuß sie sich selbst wieder. In seinem Arm richtete sie sich auf, in dem alten Stolz, den das Glück durchwärmte.

„Donner und Doria!“ klang es, als eben Versen seiner Braut den ersten Kuß auf den Mund gedrückt hatte. „Was heißt denn das?“

Ernst August, mit dem dümmsten Gesicht der Erde, stand drüben. Eine alte Jagdjoppe seines Vaters, in die er zweimal hineinging, hing ihm wie ein Sack über die Schultern. Die Hand, die wurfbereit schon einen Schneeball trug, war ihm schlaff herabgesunken.

Im ersten Schreck, in erster Scheu und Scham, hatte Hanna loslassen und zurücktreten wollen, aber nur fester hatte sich der Arm des Dragoners um sie herumgelegt. Da wußte sie, zu wem sie nun in Zeit und Ewigkeit gehörte. Und stolz und frei wie nur jemals, ob auch ein heißes Rot sie überflog, sah sie ihrem Bruder entgegen.

„Das heißt, Ernst August,“ sagte Versen ruhig lächelnd, „daß ich nicht nur dein Kamerad und Freund bleiben, sondern mit hoher Verwilligung auch daneben dein Schwager werden möchte. Hanna ist es zufrieden. Und du?“

Der Schneeball war längst zur Erde gefallen. „Bin ich denn verrückt? Ihr beide? Ihr beide? Friße! Mensch!“

Im Sturm hatte er den Freund beim Kragen und schüttele ihn.

„Herrgott, ich bin doch nicht blödsinnig, Mensch! Junge! Ich muß alles Kammel zu dir sagen, das erleichtert mich! Und das Gör, die Hanna! Nein, ihr macht doch keine Witze! Unstimm! Na, die Augen, die der Alte machen wird! Das geht dem Alten ja in die Beine! Und ich doppelt beledertes Rhinoceros zieh' mir oben noch die Zoppe an! Uff, ich habe ordentlich Herzkloppen! Nun sagt mir nur, wie das gekommen ist! Wann habt ihr euch denn verliebt? Wie kam denn das?“

Er war ganz außer sich, so phlegmatisch er sonst sein konnte. Dann stürmte er nach oben. Der Alte schlief noch.

„Hanna hat sich verlobt!“ trompetete er ihm ins Ohr.

„Der Teufel soll sie holen! Jetzt schlaf ich!“

Aber der Sohn kniffte so lange, bis Hans Albert mit einem Fluß nach dem Krückstock griff. Als ihm alles klar geworden, legte er nicht schlecht los. Aber er beruhigte sich bald.

„Wenn ich sie dem nicht gebe, kommt morgen ein anderer.“ Der Fuchs kann nach den Hühnern nicht happiger sein.“

So sagte er Ja und Amen!

Es ward ein wilder Abend. Die Verlobung mußte doch begossen werden; und wenn sich die Ostmärker zum Glase hinsetzen, stehn sie so bald nicht auf. Sie tranken mit derselben Fähigkeit, mit der sie dem Boden die Ernten abringen. Hans Albert von Graßnick saß wie angenagelt. Ernst August desgleichen. Friß von Versen jedenfalls länger als sonst. Schon manches Stündchen hatte sich Hanna zurückgezogen, ehe er sein Zimmer aufsuchte.

Er sah auch heute in die Winternacht. Der Wein hatte ihn gewärmt, seines Herzens junge Seligkeit wärmte ihn noch mehr. Es war nicht wie ein Rausch, nur eine Kraft-erhöhung, die ihn überkam. —

Das Gerücht von Hannas Verlobung war noch am Abend in die Inspektorwohnung gedrungen. Und der Herr Inspektor Dehmke fraute sich in tiefen Sorgen den Kopf. Es war unumgänglich nötig, daß er eine Rede hielt. Und als am nächsten Tage gegen Mittag die beiden Offiziere auf die Pferde stiegen und Hanna lächelnd zu ihrem Bräutigam emporsah, während Hans Albert, die Sicht im Fuß, mit brummendem Schädel auf seinem Krückstock lehnte und weder leben noch sterben konnte, schlängelte sich Inspektor Dehmke wirklich heran.

Hinten im Hofe tauchten die Gesichter neugieriger Fornals auf.

Da begann er seine Rede. Aber das Herz fiel ihm vor Schreck in die Kniekehlen, als der Gutsherr ihn grimmig anschaute, was er wolle. Mühsam stammelte er, daß er im Namen der Leute nur sich einen alleruntertänigsten Glückwunsch erlauben wolle. Hans Albert hätte ihn in seinem jetzigen Zustande am liebsten zu allen Teufeln gejagt, aber Friß von Versen wie Hanna meugten sich dazwischen.

„Ich danke Ihnen und den Leuten, lieber Dehmke!“

„Und ich ebenso,“ fügte Versen hinzu. Vom Pferd herab reichte er ihm die Hand. Mit strahlendem Lächeln und unter unzähligen Bücklingen zog sich Dehmke zurück. Den ganzen Tag war er vergnügt. Den ganzen Tag rieb er sich die Hände.

Wie gnädig der Herr Leutnant gewesen! Ja, das war einer! Sapperlot, sapperlot! Und wenn man so nachdachte: Der alte Baron konnte nicht ewig leben, Seine Hochwohlgeboren der junge Baron wollte schwerlich vom Regiment fort. Wer also würde das Gut mal kriegen? Wer anders als der Mann der gnädigen Baronesse, als der Leutnant, der ihm die Hand gedrückt hatte!

„Das hast du gut gemacht, Dehmke!“ murmelte er vor sich hin. „Für die Zukunft sorgt der vorsichtige Mann schon in der Gegenwart!“

Als es dämmerig wurde, und der Inspektor, in kühnen Zukunftssträumen schwelgend, aus seiner Wohnung trat, kam ihm ein Fornal entgegen.

„Geda, Johann Kosalyn, was willst du?“

Demütig erbat der Knecht ein paar Stunden Urlaub. Er habe es im Kreuz sitzen und wolle nach der Stadt in die Apotheke.

Dehmke, die Hände in den Taschen, sah ihn an. „Wie nennt euch der gnädige Herr? Pflia Kreu, eine Rabenbande, sagt er, und das seid ihr! Aber weil das gnädige Fräulein so glücklich ist, laufe zum Teufel. Nur sei zurück, eh' gesperrt wird!“

Hoch und heilig versprach es der Knecht und küßte ihn unterwürdig den Rocksaum. Dann trollte er davon, mit steifem Kreuz die Chaussee entlang. Als er etwa eine Viertelstunde zurückgelegt hatte, sah er sich um, steckte die Hosens in die langen Stiefel und watete quer über den dichten Schnee, der die Felder deckte. Er blies sich in die Hände, es war kalt.

„Frier' du nur,“ murmelte er vor sich hin. „Seine Hochwohlgeboren Pan Kozlowski gibt heute ein Trinkgeld extra. Es ist eine Nachricht für ihn!“

Der Gedanke erwärmte ihn so, daß er, ohne auszuruhen, so lange lief, bis die Lichter von Milostowo vor ihm auftauchten.

11. Kapitel.

Im Arbeitszimmer des Pan Lucian von Kozlowski auf Milostowo saßen zwei Männer. Napoleon Rutkowski hatte, ohne ein Wort zu reden, bereits die zweite Zigarette geraucht. Kasimir Kzonka, ruhig und gleichgültig wie immer, starrte an die Decke. Ungebürlich zog der Graf dann die Uhr.

„Der Hausherr läßt uns lange allein. Sind die Herren noch immer nicht vollzählig? Wer fehlt denn noch?“

Kasimir Nzonta änderte seine Stellung kaum.

„Soviel ich vorher hörte: Herr von Kopschynski.“

„Ah, also auch diese Schleiereule ist dabei? Ich dachte, er würde den Rosenkranz nicht mit dem Schwert vertauschen.“

Langsam wandte sich der andere ihm zu. „Sie irren, Herr Graf. Wenn selbst die Priester zu den Waffen greifen, warum soll der gläubige Laie zurückstehen? Der eine kämpft für die Religion, der andere für die Freiheit, der dritte fürs Vaterland — es fließt alles in ein Bett. Die Hauptsache ist, daß sie kämpfen. Wer ich denke, der Wagen kommt!“

Er horchte. Dann trat er ans Fenster. Die Gardinen waren dicht; man konnte ihn von draußen nicht sehen. Napoleon Rutkowski stand gleichfalls auf. Raslos durchmaß er das Zimmer. Alles, was ihm während der letzten Tage durch den Kopf gegangen, bedrängte ihn wieder. Mit jener wilden, fast starren Entschlossenheit, die Bartel Rydow an ihm wahrgenommen, hatte er sich in die Arbeit gestürzt. Alles andere wollte er vergessen darüber. Vergessen seinen Schmerz, seinen verwundeten Stolz, seine getäuschte Liebe.

So hatte er gleich einen Tag nach seiner verfehlten Werbung mit dem Abgeordneten der Nationalregierung beraten.

„Was gilt es zuerst, Pan Nzonta?“ hatte er gefragt.

Und dieser, kühl, ruhig: „Dem Patente, das ich Ihnen überbrachte, Bedeutung zu verschaffen. Ein Oberbefehlshaber ohne Armee ist lächerlich. Es gilt, den Grundstock dieser Armee zu bilden.“

Und er hatte ihm auseinandergesetzt, daß eine lose Vereinigung des umwohnenden polnischen Wels bereits bestehe, daß er mit dieser Vereinigung in Verbindung treten und als ihr Oberhaupt sie zu einem festen Bunde organisieren müsse.

„Und wer ist bisher der Leiter und Führer dieser mir unbekanntem Bewegung?“ hatte er weiter gefragt.

„Herr von Kozłowski!“

„Nicht möglich! Herr von Kozłowski auf Miłostowo?“

„Eben der! Das eigentliche Oberhaupt fehlt ja noch, deshalb fehlt das gemeinsame Handeln. Der Herr Graf werden sich an die Spitze der Herren stellen. Jeder bürgt für eine gewisse Anzahl von Leuten. Das sind die ersten paar Hundert Mann, der Anfang des Heeres, das Polen frei machen wird. In einzelnen Trupps, zur genau bestimmten Zeit, rücken sie unauffällig an verschiedenen Punkten über die Grenze. In Polen selbst wird ein Treffpunkt bestimmt. Dort übernehmen Sie offiziell das Kommando. Und gleichzeitig wird ein von Ihnen unterfertigter Aufruf in Hunderttausenden von Exemplaren durch treue Leute in allen Dörfern und Städten der preussisch-polnischen Provinzen verbreitet. Darüber wird noch zu reden sein. Zunächst also müssen Sie dem umwohnenden Wel Gelegenheit geben, sich zu überzeugen, daß aus „Napoleon dem Deutschen“ Graf „Napoleon der Pole“ geworden ist! Das geschieht am besten im Hause des Herrn von Kozłowski, der Sie in den Kreis der Verschworenen einführt.“

Nach einigem Zögern hatte Graf Rutkowski eingewilligt, und so wartete er jetzt in einem Zimmer des Miłostowoer Herrenhauses, bis Kozłowski ihn rief.

„Gottlob!“ murmelte er, „lange dauern kann es nicht mehr. Die Schlacht ist verjammelt.“

(Fortsetzung folgt.)

In französischer Gefangenschaft.*)

Ich lag ohne Pflege oder Nahrung bis zum Abend frierend im Fieber. Französische Soldaten, alte Kerle vom Landsturm, begannen den Saal für einen mir unbekanntem Zweck aufzuräumen und einzurichten. Lange beachtetten sie mich nicht. Schließlich lag ich zweien im Wege. Sie hielten mir eine Lampe über das Gesicht und stellten Fragen, die ich natürlich nicht beantworten konnte. Doch zeigte ich auf mein geschwollenes Bein und den verbundenen Fuß. Sie beratschlagten und nahmen mich an Hüften und Schultern an. Da mußte ich schreien, weil ich so entsetzliche Schmerzen spürte. Sie taten, als gingen sie das nichts an und schleppten mich

*) Wir entnehmen die nachstehende Erzählung dem dieser Tage bei Otto Eisner Verlagsgesellschaft m. b. H. Berlin S. 42 erscheinenden Buche „Hans Hellers Höllefahrt“ von Otto von Gottberg, das in einfacher, aber durchaus der Wahrheit entsprechende Weise die Leiden eines deutschen Soldaten in den verschiedenen Gefangenenlagern Frankreichs und Afrikas ergreifend schildert.

über die Straße. Gottlob machten sie keinen langen Weg, sondern trugen mich bald in die offene Tür eines ausgeräumten kleinen Hauses und legten mich dort im Dunkeln auf dürres Stroh. Als sie gegangen waren, glaubte ich mich allein, aber hörte Streichhölzer kraschen und sah eine zitternde Hand die Flamme einem auf dem Fußboden stehenden Lichtstumpfen nähern. Im Kerzenschein lag ein elend ausschender Verwandter auf einer Matratze ohne Decke und über seinen Füßen der Wasserrost eines preussischen Hauptmanns vom Infanterieregiment Nr. 28. Damit jedermann weiß, daß ich richtige Angaben mache, will ich seinen Namen nennen. Es war der jetzige Major v. W., der mich fragte, wer ich sei und was mir fehle. Er hat während der Tage unseres Zusammenseins viel und gut mit mir geredet. Namentlich erzählte er mir stets, was die Franzosen in ihrer Sprache gesagt hatten, und schärfte mir ein, später in der Heimat von allem Gehörtem und Gesehenem Meldung zu machen, weil er kaum Aussicht habe, am Leben zu bleiben. Doch war er ein selten harter Mann an Leib und Seele. Darum ist er am Leben geblieben und jetzt in der Schweiz, obwohl er mit schwerem Band- und Schulterschuss wie vielleicht kein anderer deutscher Gefangener unter Quälereien der Franzosen gelitten hat.

Wir lagen nach kurzem Gespräch etwa eine Stunde im Dunkeln, als wir Tritte hörten. Ein französischer Soldat trat mit einer Lampe ins Zimmer. Ihm folgten fünf Offiziere, die ich als Ärzte erkannte. Zwei sprachen Deutsch und sagten dem Major, daß sie Elsäßer wären. Mir ließen sie nach kurzem Fragen Ruhe. Sie waren gekommen, um den Major zu peinigen. Ueberhaupt machte ich die Erfahrung, daß es den Offizieren in Gefangenschaft noch schlimmer als uns Soldaten ging.

Die beiden Elsäßer lachten den Major höhnisch an und fragten, wie er sich als Gefangener vorführe. Er antwortete mit der schwachen Stimme eines Schwerkranken:

„Da die Herren Ärzte sind, haben Sie wohl die Güte, mich zu verbinden und mir zu essen und zu trinken zu geben. Ich liege seit nun drei Tagen ohne Nahrung mit den Verbänden, die mir meine Leute auf dem Gefechtsfelde angelegt haben.“

Rant lachend übersehten die Elsäßer des Offiziers Worte den drei anderen Franzosen. Alle fünf begannen den Schwerverwundeten zu verhöhn. Ihre Zigaretten hielten sie über seinen Kopf und tippeten ihm die Asche ins Gesicht. Einer der Elsäßer sagte:

„Wilhelms Schweine von Offizieren pflegen wir nicht. Ihr habt den Krieg angefangen. Dafür sollst du büßen, du Schwein, du Hund, du Boche.“

Ich hätte ein Glied von meinem Körper gegeben, wenn der Major oder ich jetzt gehud gewesen wären, doch konnten wir beide uns nicht rühren. Ich sah nur, daß der Major mit sehr stolzem Gesicht die Augen schloß und den Kopf auf die Seite legte. Was dahin hatte ich nicht gemerkt, daß ein Mensch, ohne ein Wort zu sagen, andere so mit Verachtung strafen kann. Das fühlten auch die fünf. Sie traten mit Füßen gegen die Matratze, um dem Major weh zu tun. Er öffnete einmal die Augen, um zu sehen, was ihm geschähe, aber er hat weder gelächelt noch mit einer Wimper gezuckt. Sein Gesicht blieb stolz wie vorher. Da setzten sich die Franzosen rings um ihn auf den Rand seiner Matratze. Einer der Elsäßer spuckte ihm ins Gesicht. Alle fünf bewarfen ihn wieder mit Asche. Auf Deutsch und Französisch erzählten sie ihm, wie schlecht es um unsere Sache stünde. Doch brachten auch sie so verächtliches Zeug vor, daß ich mußte, es war kein wahrhaftes Wort an ihrem Gesichtsausdruck. Sie meinten, unser Kaiser sei mit dem Geld der Reichskasse nach Amerika geflüchtet und der Kronprinz habe sich erschossen, weil sein Vater ihn weder mitgenommen noch ihm Geld zurückgelassen habe. Während sie immer den Major mit „Du Schwein“ oder „Du Hund“ anredeten, fragte ich mich, warum ich so oft gelesen hatte, die Franzosen wären ein ritterliches Volk. Endlich gingen die Ärzte. Der eine meinte noch:

„Mit euch Räubern haben nicht Ärzte, sondern nur Gendarmen zu tun.“

Bald kamen auch, wie an jedem der nächsten Abende, zur Nachtwache zwei Gendarmen. Sie sahen sich nach einem Lager um, aber fanden nicht genug Stroh, um es sich behaglich zu machen. Da geschah eine der schändlichsten Untaten, die ich in Frankreich gesehen habe. Die Gendarmen traten zum Major, saßen seine Matratze, hoben die eine Seite hoch und ließen den Schwerverwundeten mit Band- und Schulterschuss auf den Fußboden rollen. Dann zerrten sie die Matratze in eine Himmerecke, streckten sich darauf aus und schnarchten bis in den hellen Morgen. Ehe sie bei Tagesanbruch gingen, legten sie den Major wieder auf die Matratze. Vielleicht wollten sie ihre Vorgesetzten nicht wissen lassen, wie sie einen Verwundeten behandelten.

Am nächsten Morgen kamen französische Truppen durch den Ort. Zwei Offiziere betraten das Zimmer und durchsuchten die Sachen des auch schon ausgeplünderten Majors. Immerhin fand der eine Leutnant noch eine Zigarettenpackung als Wunders. Der andere nahm die Gantaschen. Zwei Zigaretten aus der gestohlenen Packung steckten sie vor unseren Augen an, taten ein paar Züge, nickten zufrieden mit dem Kopf, sagten „bon“ und gingen. Schlimmer freilich hausten die Zivilisten, Männer, Frauen und sogar Kinder. Sie verhöhnten und verfluchten uns nicht nur, sondern traten noch uns und spuckten uns an. Darunter lag namentlich der Major. Damit sein schwergetroffener, aber unverwundeter Körper

Oberarm wenigstens festliegende, hatte ich nach großen Schmerzen zu ihm geschleppt und zwei zusammengeknüpfte Handtücher um seinen Körper und die beiden Oberarme gebunden. So hatte er es haben wollen, konnte sich nun aber nicht rühren. Ich mußte guhsehen, wie ihm der Speichel der Franzosen am Gesicht herunter-lief. Dessen konnte ich nicht. Immer waren Leute da. Auch hatte ich bei immer stärkeren Schmerzen heftiges Fieber und war vor Hunger so schwach, daß ich bald keinen Finger mehr erheben konnte. Meist schlief ich. Doch immer weckte mich dann das Kommen und Gehen von Neugierigen.

So gingen Tage, ohne daß außer der Nachtwache der Gen-darmen für jemand um uns gekümmert hätte. Fünf Tage mochten wir gelegen haben, als eine Nonne den Kopf durch die Tür steckte. Der Major rief sie an und bat um Hilfe. Er müsse endlich ver-bunden und gesäubert werden. Es ist nämlich zu verstehen, daß er länger als eine Woche, ohne aufstehen zu können, auf seinem Lager lag! Die Nonne antwortete kalt und verächtlich, sie könne einen deutschen Offizier nicht pflegen. Ueberhaupt erfuhr ich während meiner Gefangenschaft, daß französische Frauen grausam wie die Männer des Landes sein können. Besucherinnen begnügten sich nicht damit, uns zu beschämen und anzukübeln, sondern zeigten sich unsere Wunden und freuten sich daran. So gemeine Lebensarten führten sie im Mund, daß der Major oft sagte:

„Auch in der gebildeten Frau Frankreichs scheint die Petroleuse zu heden.“

Endlich kam eines Nachmittags ein französischer Sanitäts-offizier von Generalstabsrang mit großem Stab in unser Zimmer. Auch die fünf Aerzte vom ersten Abend waren dabei. Der Major erzählte dem Generalarzt, daß wir nur Mißhandlung erlitten hätten, ohne verpflegt oder verbunden zu werden. Der augenschein-lich anständig denkende Franzose stellte Fragen. Der Major schil-derte unsere Erlebnisse. Der graubhaarige Generalarzt wurde vor Scham oder Horn rot im Gesicht und wendete sich mit Vorwürfen an die fünf Aerzte. Ich verstand, daß sie ihre Schande ableugneten, aber der alte Franzose glaubte dem Major, denn er schmauzte die fünf Aerzte an und drohte ihnen mit dem Feigefinger. Auch gab er Befehle und sagte dem Major, wir würden sofort verbunden und verpflegt. Doch ist, wie ich noch häufig erfuhr, bei den Fran-zosen ein langer Weg vom Befehlen zum Gehorchen. Als nach einer Stunde der Generalarzt den Ort verlassen haben mochte, kamen die beiden Köche und wildeten wie noch nie. Sie traten nach dem Major mit Füßen und sagten:

„Jetzt sollst du Schwein erst recht verreden.“
(Schluß folgt.)

Vermischtes.

* Kreide als Seifenersatz. Weiswollene Sachen, z. B. Jacken, Handschuhe, Schals, Mägen usw., lassen sich — wie die praktische Wochenchrift „Dies Blatt gehört der Hausfrau“ empfiehlt — statt mit Seife sehr gut mit pulverisierter Kreide reinigen. Aus dieser mischt man sich mit warmem Wasser eine Lauge zu einem schwammigen Brei. In den Brei bringe man den zu waschenden Gegenstand und lasse ihn so lange darin liegen, bis die Kreide allen Schmutz an sich gezogen hat. Dann spült man ihn zweimal in lauwarmem Wasser, drückt das Wasser ab und ohne ihn zu wringen. Nun schlägt man ihn in ein weißes, lauberes Laken, Handtuch usw. ein, drückt abermals das Wasser heraus und wieder-holt dies Verfahren, die nassen Lächer durch trockene erfekend, noch ein paarmal. Jetzt bringe man den Gegenstand in die richtige Form, breite ihn im warmem Zimmer auf einer Tischplatte aus und lasse ihn völlig trocknen.

* Die unpatriotische Nähmaschine. Die Ursachen für die Bevotzung deutscher Industrieerzeugnisse in Frankreich bis zum Kriegsausbruch werden wieder einmal durch eine Zu-schrift an „L'oeuvre“ mit aller Deutlichkeit charakterisiert: „In dem Katalog eines großen Pariser Geschäftes sah ich die Abbildung einer vorzüglichsten Nähmaschine zum Preise von 65 Francs. Ich entschloß mich zum Kauf und schrieb an die Firma, worauf ich die verblüffende Antwort erhielt: „Zu unserem Bedauern müssen wir Ihnen mitteilen, daß wir die von Ihnen bezeichnete Nähmaschine nicht mehr auf Lager haben. Sie war ein deutsches Fabrikat. Doch führen wir genau dieselbe Nähmaschine, garantiert rein französischer Herstellung, zum Preise von 115 Francs.“

* Die paradoxe Beleuchtung der Pariser Unter-grundbahn. Die Pariser Untergrundbahn nimmt sich, wie „L'oeuvre“ schreibt, die Ermahnung zu sparsamerem Lichtverbrauch auf höchst merkwürdige Weise zu Herzen. Wenn man einen Zug verlasse, befindet man sich auf einem völlig dunklen Bahnsteig und der Bilettkontrolle geht meist in absoluter Dunkelheit vor sich. Je weiter man aber dann die Treppe zur Straße emporsteigt, desto größer wird die Zahl der Lichter, und am freien Straßenausgang selbst brennt eine überwältigende Reihe von Lampen. Und zwar ist dies nicht etwa um 10 Uhr abends, sondern — am hellen Mittag der Fall.

* Warum man heiratet. Während die modernen Kalender sachlich immer vollkommener, dafür aber auch immer unpoetischer wurden, findet man beim Durchblättern alter Kalender

Proben typischer Kalenderspruch-Weisheit, die gewissermaßen eine dauernde Aktualität besitzen. So beantwortet ein „Bremisches Kalender“ des Jahres 1761 die Frage nach den Ursachen des Per-ratens auf folgende humoristische Weise:

- Der eine freiet um Dufaten,
- Der andere nur um das Gesicht;
- Der Dritte, weil es andre taten,
- Der Vierte, weil die Mutter spricht;
- Der Fünfte tut's, um sich zu setzen;
- Der Sechste denkt: Es muß so sein;
- Der Siebente tut's, um ergötzen;
- Der Achte, weil die Schulden schrei'n;
- Der Neunte tut's nur um die Ahnen;
- Der Zehnte, sich ein Stück zu bahnen;
- Den Elften, Zwölften fragt: Warum?
- Sie wissens nicht; sie sind zu dumm;

Büchertisch.

— Hausandachten für die Kriegszeit. 5. Heft von Professor D. Martin Schian in Gießen. Volksschriften zum großen Kriege. Nr. 101/102. Berlin W 85. Verlag des Evangelischen Bundes.

— Björnsterne Björnson: Ein großer Wursch. Nr. 1 der „Weltliteratur“. Preis 10 Pfg. München 2, Färb-ergaben 24.

— Das literarische Echo. Halbmonatsschrift für Lite-raturfreunde. Verlag: Egon Fleischel & Co., Berlin W. 9. Das 2. Januarheft ist soeben mit folgenden Inhalten erschienen: Richard Müller-Freienfels: Moderneichtung und Philosophie; Erwin Ackernecht: Ein Pandämonium Epigramm; Arno Holz: Aus „Pan-talus“; Karl Strecker: Heinrich von Stein; Walter Nitsch-stahn: Lutfers Glaube; Kurt Martens: Neue Essays. — Echo der Bühnen. — Echo der Zeitungen. — Echo der Zeitschriften. — Echo des Auslandes. — Kurze Anzeigen. — Notizen. — Nach-richten. — Der Büchermarkt.

Gießener Hausfrauen-Verein.

Quart-Kartoffelköße: 1 1/2 Pfd. Kartoffeln, 1 Pfd. Quart (Matte, Beckläse), 1 Ei, 30 Gramm Kartoffelmehl, anderes Mehl, Salz, Zucker.

Das ausgebrückte Quart wird mit den gekochten, geriebenen Kartoffeln vermischt. Ei, Kartoffelmehl, Salz, 1 Löffel Zucker und noch etwas Mehl dazu gegeben, so daß ein haltbarer Teig entsteht. Man muß zunächst einen Probekloß lochen und gegebenen-falls noch mit etwas Mehl feiser machen.

Buttermilchpfinsen: 1/4 Pfd. Weizen Grieß, 1/4 Pfd. Mehl, 1/2 Liter Buttermilch, 1 gestrichenen Teelöffel doppeltkohl-saures Natron, 1 Prise Salz, 2 Eßlöffel Zucker.

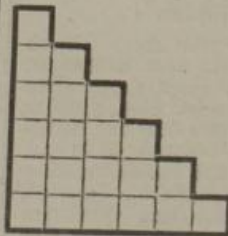
Mit diesen Zutaten quirlt man einen dickflüssigen Teig, gibt zuletzt das Natron dazu und bäckt ganz dünne Klüsen aus, die mit Apfelsmus oder Obstmasse bestrichen und zusammengestapelt werden.

Süßer Pudding von Bodentohlraden: (für drei Personen.) 100 Gramm gekochte, geriebene Bodentohlraden, 100 Gramm gekochte, geriebene Kartoffeln, 75 Gramm Grieß, 50 Gramm Zucker, 40 Gramm Korinthen, 20 Gramm Butter, 1 Prise Nelken, 1 Prise Salz, Saft und Schale einer Zitrone, 1/4 Päckchen Backpulver, 1/16 Liter Milch. Die Butter wird schaumig gerührt, dann alle Zutaten unter Rühren nach und nach dazu gegeben und die Masse 20 Minuten gerührt. Zuletzt gibt man Korinthen und Backpulver zu und füllt die Masse in eine gut vorbereitete Pudding-form. Man kocht den Pudding 1 1/2 Stunden im Wasserbad und gibt ihn mit Apfelmus oder Fruchtstücke zu Tisch.

Magisches Dreieck.

In die Felder des Dreiecks sind die Buchstaben A A, B B, D D, E E E E, I I I, N N N N N, O, R R derart ein-zutragen, daß die drei Außenreihen und die vier wagerechten Mittelreihen Wörter von folgender Bedeutung bilden:

1. vielgenannter französ. Staatsmann;
2. Feldzeichen;
3. Bediensteter;
4. ägyptische Gottheit;
5. Nebenfluß der Donau;
6. arabische Stadt;
7. weiß. Gestalt der griechischen Myth.



Auflösung in nächster Nummer.

Auflösung des Logogriffs in voriger Nummer.)
Gavial (indisches Krokodil), Caviar, Bavian, Pavia.